

Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währ.

Sonette aus Oberkrain.

V.

Auf kahler Höh', wo keine Blumen weilen,
Wo nirgend grünt ein lebenskündend Reis,
Wo durch's Gefelste schritt die Stürme heulen
Und in den Klüften wächst das ew'ge Eis;

Wo nur der Geier haust und an dem steilen
Gehäng die Gense nur zu klimmen weiß,
Wo mit dem Blitz den Thron die Wolken theilen:
Da blüht im Felsenpalt das Edelweiß.

Der kühne Wand'rer, der's vom Felsen bricht,
Gewahrt es staunend noch nach späten Jahren:
Es blühet fort und fort und welket nicht!

So reist in jeder Brust, von Gott gesät,
Ob sich in ihr auch Haß und Wildheit paaren,
Doch Eine edle That, die nicht vergeht.

Ludwig Waldk.

Schwarze Melancholie.

Das Jahr 1857 hatte den schönsten Sommer, den man sich denken kann. Das Theaterfolk in Czernowitz (Bukowina) war auseinanderggegangen, die saison morte war da. Ich nahm das Anerbieten eines Grafen Kr. an, mit ihm den Sommer auf dem Lande zuzubringen. Der Graf war ein seltsamer Mann. Die Russen, Polen und Rumänen theilen mit den Engländern eine seltsame Eigenthümlichkeit: den Spleen — den Spleen, welcher sich in 'den Latri und den Plateauländern Südrußlands in eben derselben intensiven, beinahe düstern Färbung zeigt, wie in England. Dort gibt man dem Nebel Schuld und nennt den Spleen „blus devil“; in Rußland schiebt man ihn dem Schnee in die Schuhe und er heißt da „schwarze Melancholie.“ Diese schwarze Melancholie nun war noch bei keinem Menschen so seltsam aufgetreten, wie bei dem guten Grafen George Kr. Er war durch sie zur Berühmtheit geworden. Er war erst 45 Jahre alt, aber seit 20 Jahren hatte er sich von der Welt des Frohsinns und der Lustbarkeiten zurückgezogen. Er besuchte selten die Stadt, seltener das Theater und noch seltener Gesellschaften — und wenn er es that, so war er düster, schweigsam, manchmal böshast sarkastisch, und vor Allem hatte man ihn seit Jahren nicht lachen sehen. Darin eben bestand sein Spleen. Sowie er selbst nicht lachte, so machte ihn auch das fröhliche Gelächter Anderer Nervenzudungen, welche ihn mitten im interessantesten Gespräche aus dem Zimmer trieben. Er war sehr sittenstreng, sehr solid und sehr freigebig. An die Table d'Hôte unseres Hotels (de Moldavie), wo die Cavaliere der Stadt, die zugereisten Gäste und wir Kunstvagabunden unser Wesen trieben, kam er nie, obwohl er im Hause wohnte.

Der mythische Schleier, der um den geheimnißvollen, seltsamen Cavalier wogte, hatte mir ihn so interessant gemacht, daß ich mich ihm an einem langweiligen, siedend heißen Tage in den Weg warf und irgend ein Gespräch mit ihm anknüpfte. Da er sehr lebenswürdig und nachsichtig war, fand er bald an meinen Plaudereien Gefallen und beim Beginn der saison morte machte er mir den Antrag, die schönen Sommermonate auf seinem Gute Lapuschna an der Grenze der Moldau zuzubringen.

„Aber ich muß Ihnen eine Bedingung stellen,“ sagte er mit seinem ernsthaftesten Gesichte, „eine Bedingung, ohne die ich auf das Vergnügen verzichten müßte, Ihre angenehme Gesellschaft zu genießen.“

„Accepté, accepté d'avance!“ rief ich, ohne die Bedingung hören zu wollen und wandte mich um, um den großen Jagdhund Quic aufwarten zu lassen. Aber Graf George Kr. legte seine Hand auf meine Achsel und schaute mich so ernst an, daß ich meine größten Augen machte.

„Nein, hören Sie mich, Mario,“ sagte er, „mein Haus gehört Ihnen, mein Gut gehört Ihnen, Sie sind als mein Gast Herr von Allem, was Sie da draußen finden werden . . . aber unter der Bedingung, daß Sie nie, nie lachen! Nie komme ein Lächeln über Ihre Lippen, Ihr Lachen könnte mich verrückt machen! Sollten Sie je in meiner Gegenwart, oder so daß ich es hören könnte lachen, so verlassen Sie augenblicklich mein Haus, und wenn es um Mitternacht wäre und wenn der Regen vom Himmel strömte und wenn das Land überschwemmt wäre. Ich wäre Ihnen dann keine Gastfreundschaft mehr schuldig, denn Sie hätten unsern Vertrag gebrochen. Das Lachen macht mich krank, es bringt mich zur Raserei!“

Ich biß die Lippen zusammen, um nicht jetzt schon laut aufzulachen, denn das Abenteuer war zu närrisch. Und ich schlug ein. „Topp!“ sagte ich mit der Miene eines Leichenbitters, „ich bin's zufrieden.“

Ah, ich wußte nicht, zu was ich mich verpflichtete! Ich war damals kaum 16 Jahre alt und sah die Welt noch im ruhigsten, klarsten, frommsten Sonnenlichte. Ich lachte noch so gerne und so laut über Alles, worüber andere Leute gähnten. Ueber den kleinen Affen, mit dem rothen Rädchen, der auf dem Rücken eines Kameels saß, ebenso gut, wie über den steifen Vatermörder des Herrn Vicebürgermeisters — über das laute Riesen meines Nachbarn ebenso gut, wie über den Umstand, daß ich der Länge nach in eine Pflanze fiel . . . Ils sont passés, les jours de fête! O kleiner Affe mit dem rothen Rädchen, Du bist derselbe geblieben — aber der tolle Junge ist anders

geworden; — er weiß jetzt, daß Du ein verächtliches, plebejisches Geschöpf bist, für Kindermädchen und Tischlerjungen geschaffen, und daß es eine Schande ist, über Dich eine Miene zu verziehen. Er weiß, daß der Vicebürgermeister ein großes Thier ist, und weiß, daß man sich das Rückgrat brechen kann, auch wenn man auf die Nase fällt. So sagt's wenigstens der unsterbliche Goethe. O lieber alter Goethe! Damals kannte ich noch Dein zauberhaftes Citronenland, wo die Goldorangen im dunklen Laube glühen — aber jetzt bin ich schon zum letzten Verse Deines Liedes gekommen, und wenn ich in den Spiegel schaue, da kommt's mir in den Sinn:

Und Marmorbilder stehn und sehn Dich an,
Was hat man Dir, Du armes Kind, gethan? —

Das Gut des Grafen George war ein Gut, wie jedes andere in Rußland. Nur reicher, romantischer, wunderbarer. Es war ganz dazu geschaffen, ein Paradies zu sein, aber mir wurde es zur Hölle. Graf George war trotz der wunderbaren Sommerzeit düsterer und schweigsamer als je. Seine Beschäftigung bei Tage bestand darin, auf seinem Gute herumzugehen und mit den Bauern und Verwaltern zu verkehren. Abends kamen drei oder vier Gutsbesitzer der Umgebung zum Spiele. Sie kannten die schwarze Melancholie und den Spleen des Grafen und hüteten sich ihre essigsauren Gesichter zu decouvriren. Wenn so fünf oder sechs Schlachtizen um den Spieltisch saßen, sahen sie aus wie lebenswürdige Mörder, die sich in die Beute theilen, oder wie Behnrichter, welche über das Urtheil eines armen Sünders deliberiren. Was mich betrifft, ich war der Verzweiflung nahe. Ewig allein im Parke herumstreifen, essen, trinken, auf dem Teiche herumfahren, auf dem Piano Todtenmärsche spielen, das wäre schon genug gewesen — aber erst das Verbot des Lachens! Ich und nicht lachen! Eben dieses schrecklichen Verbotes wegen kitzelte mich jede Falte im Gesichte. Die Lachmuskeln um meinen Mund hatten einen förmlichen Krampf und zuckten unaufhörlich. Kein Mensch kann diese Qual nur ahnen. Ich ward durch diesen Zwang so nervenkrank, daß jede Albernheit mich zum Lachen reizte — wenn ein Blatt vom Baume fiel, wenn eine Stimme ertönte, wenn ein Pferd sich bäumte, hatte ich einen unwiderstehlichen Lachreiz; und selbst wenn ich mich in mein Zimmer flüchtete und allein war, durfte ich nicht lachen und vergrub mein Gesicht in die Decke des Bettes und versuchte zu lächeln; aber das war nichts — ich wollte laut lachen und durfte nicht — und meine Nervenüberreizung hatte zur Folge, daß ich laut in meine Rissen hineinweinte. Und über diese Sottise kam mir dann wieder ein unwiderstehlicher Lachreiz an.

Hundert Mal hatte ich die Absicht, auf- und davon zu gehen — aber ich scheute mich vor dem Grafen — ich hätte ihm den Grund sagen müssen — es war eine so seltsame falsche Scham in mir, daß ich beinahe selbst zu dem Glauben kam, es sei eine Schande und eine Albernheit, zu lachen — und all die ernstesten Gesichter um mich waren doch so unwiderstehlich komisch! — Und dann hatte ich auf dem Schlosse Alles, was mein Herz begehrte. Reitpferde, Hunde, die ich tyrannisiren konnte, eine wundervolle polnische Bibliothek, allwöchentlich 20

komische Journale, prachtvolle Flügel von Bösendorfer und Pleyel, in jedem Zimmer zwei Spiegel, Balcons mit der schönsten Fernsicht auf den Fluß und die Gebirge, ich konnte in alten Etuis und Schmuckkästchen und Necessaires herumwühlen, hatte Rameen, Dosen, Siegel, Perlen, ich konnte in der Küche Speisen probiren, von denen ich nicht wußte, was daraus werden sollte. Alles das war so hübsch, daß ich mir Gewalt anthat und lieber täglich mit einem Fieber zu Bette ging, als daß ich gelacht hätte.

Eines Abends kam ich ganz erhitzt aus dem Garten herauf, lustig wie ein Rothkehlchen, aber natürlich ernst wie eine Essiggurke.

Graf Miadzinski, Gabriel Romanowitsch, Grophonin Bogatonoff und der Graf saßen beim Tische, eine Credenz mit Branntwein, Dulzett und marinirten Fischen neben sich. Ich durfte nicht lachen, aber ich war so glücklich gewesen da unten und die Welt war so schön, so schön, so schön! Der Abend war prachtvoll. . . Ich trug Verlangen nach einem frischen Rosenbouquet. Der Park und der Wald lagen im Mondlichte vor meinem Fenster. Ich war durch die großen Alleen gelaufen bis ich müde war, hatte im Schatten der Baumgruppen einen Strauß gebunden und lief nun hinauf, und da ich nicht lachen und schreien durfte und mein Herz doch so voll Jubel und Dankbarkeit war, so schlich ich mich leise hinter den Stuhl des Grafen und wie seine linke Hand auf dem grünen Tuche des Spieltisches lag, beugte ich mich nieder und drückte einen Kuß darauf.

Ich hatte nun nichts Anderes erwartet, als daß er mich mit seiner gewöhnlichen moue anschauen und sagen werde: „petit bouffon!“ Aber man denke sich mein und der Gäste Erstaunen, als der Graf bei der unerwarteten Berührung seiner Hand einen Schrei ausstieß, einen Schrei, wie ich ihn noch in meinem Leben nicht gehört hatte, einen Schrei, den nur das höchste Entsetzen ausdrücken konnte. Die Karten fielen ihm aus der Hand und er starrte mich mit leichenblassem Gesichte an, sein Haar sträubte sich, seine Zähne klapperten und seine Augen schienen aus den Höhlen zu treten. . . Ich fuhr entsetzt zurück und war mit einem Sprunge zur Thür hinaus. Ich hatte ein Grauen vor diesem Wahnsinnigen, der mich angestarrt hatte, als ob er mich tödten möchte. Ich ließ Alle in ihrer Verwirrung zurück und schloß mich in mein Zimmer ein und schloß das Fenster, denn er konnte aus dem Garten hereinspringen — und wickelte mich in den Vorhang meines Bettes und schwur mir, daß ich mein Lebelang keine schwarze Melancholie mehr braviren wollte, und mein Herz klopfte mir bis in den Hals hinauf.

Am andern Morgen hatte Alles sein gewöhnliches Gesicht. Ich frühstückte in meinem Zimmer, der Graf arbeitete mit seinem Verwalter, die Gäste waren nach Hause gefahren. Beim Mittagstisch waren zwei junge Offiziere aus Botuschani da. Ich sprach kein Wort und fürchtete mich beinahe, den lieben Grafen anzusehen, vorzüglich so oft er ein Messer in die Hand nahm.

Der Graf ritt Nachmittags mit den Offizieren weg, um ihnen das Gut zu zeigen.

Als ich über die Terrasse in den Garten hinabging, kam mir Zendret, der erste Diener des Grafen, nach und übergab mir ein Buch. „Qu'est-ce?“ fragte ich. „Der Herr Graf schickt Ihnen das Buch, damit Sie keine Langeweile haben, während die Herrschaften fort sind.“ Ich blickte erstaunt auf Zendret und auf das Buch, nahm es aber nichtsdestoweniger und ging in den Park hinab, und nachdem ich mich nach Herzenslust mit den Hunden gebalgt, Blumen abgerissen, im Grafe gelegen und Siesta gehalten hatte, schlug ich unter dem Schatten des dichtesten Akazienbaumes das erste Blatt des Buches um und las den Titel desselben. Das Buch war interessant. Bei der sechsten Seite war ich von Neuem eingeschlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber versteinerte Wälder *).

Wenn schon die in verschiedenen Seen des europäischen Continents aufgefundenen Reste der Pfahlbauten über eine sehr ferne Zeit Kunde bringen, deren nun zu Tage geförderte Räthsel nur mehr der Geologe uns zu lösen im Stande ist, welcher da zum Geschichtsforscher wird, wo keine Tradition mehr etwas zu erzählen weiß; um wie viel mehr werden jene geologischen Funde unser Interesse erregen, welche aus einer noch weit fernerer Zeit des Lebensalters unseres Planeten Zeugniß ablegen, wenn wir die in Versteinerung übergegangenen Wälder der Urwelt in den Kreis der Betrachtung ziehen.

Jedenfalls datirt sich die Zeit, als noch in den Holzarten, welche wir jetzt auf unserem Erdball als versteinert finden, der Lebenssaft auf- und abstieg, aus einer um viele Jahrtausende früheren Periode als die Pfahlbauten der Schweizer, bairischen, Kärntner Seen, welche uns vom Dasein des Menschen die erste stumme Zeugnenschaft bringen. Ja, es dürfte die Zeit der europäischen Pfahlbauten — wie Professor Hochstetter, der auf diesem Gebiete die eingehendsten Forschungen machte und noch macht, ebenfalls auch meint, nicht gar so alt sein und etwa in die Periode fallen, wo bereits die Egyptier hoch in ihrer Cultur standen und das Reich der Mitte lange schon existirte. So alt also, als man vornherein zu glauben geneigt war, sind die Pfahlbauten der europäischen Seen nicht. Dieses sei nur im Vorübergehen und im Vergleiche des unendlich höheren Alters der versteinerten Wälder bemerkt.

Wir folgen nun, auf das eigentliche Thema der „versteinerten Wälder“ übergehend, einem interessanten Berichte und Vortrage unseres heimischen Geologen, Dr. Madelung in Wien, welcher im heurigen Jahre zum Behufe eingehender Forschungen über Versteinerungen und insbesondere des versteinerten Holzes in unserem Kaiserstaate die nördlichen Grenzgebiete Böhmens in der östlichen Ausdehnung des Riesengebirges bereiste und hier einen ergiebigen, den bisher bekannt ergiebigen Fundort Europa's in Bezug auf versteinertes Holz auffand. Derselbe liegt hart an der preußisch-schlesischen Grenze. Wenn man die Pardubitz-Neichenberger Bahn in der Station Josefstadt verläßt

und von hier das Lupastußthal entlang nach Nordosten sich dem Markte Cypel und von hier an in ein kleines Bachgebiet nach dem Dorfe Schwadowitz zuwendet, so ist man bereits in das Gebiet des versteinerten Urwaldes gekommen. Von Schwadowitz dann nach den noch weiter nördlich gelegenen Dörfern Radovenc zu, unter den hier ausgeschlossenen reichen Kohlenlagern findet man über einem kleinen Bergrücken, den ein Plateau krönt, hinüber bereits Spuren von versteinertem Holz an der Oberfläche, welche der Vermuthung Raum geben, daß der verschüttete, versteinerte Wald sich nicht sehr tief unter der Erdrinde finden dürfte, um eine reiche Fundgrube solcher vorweltlicher Steindentmäler zu liefern. Man fand hier sogar Stämme von vier Fuß Dike. Allerdings darf man nicht große Stämme mit Wurzeln und Nesten u. zu finden hoffen; nur wer mit bescheidenen Ansprüchen hieher kommt, wird zufriedengestellt werden können. Bruchstücke des verkieselten Holzes finden sich reichlich, und im geologischen Museum zu Wien sind bereits viele und schöne Exemplare solchen Holzes aus dem Radovencer Walde zu sehen. Wäre ein Steinbruch da, so würde man sicherlich auf größeren solchen Waldbestand stoßen; allein bei der vorzüglichen und gewissenhaften Wald- und Bodenwirthschaft der Eingebornen ist von einem derartigen Bodenausschluß noch lange Nichts zu hoffen. Man dürfte alsdann wohl auch auf ganz aufrechtstehende Bäume im Walde treffen, wie sie Livingston im Innern Afrika's gefunden haben soll.

Die bisher gefundenen Stücke von versteinertem Holz zeigen keine Spur einer Abrollung in Vergleich anderer in anderen Welttheilen gefundenen Stücke, sind also nicht von wo anders hieher geschwemmt worden. Sie sehen ganz aus — sogar die Rinde kann man deutlich unterscheiden — ähnlich wie das versteinerte Birkenholz aus Badiemensland, an dem man die quer gestreifte Zeichnung der Rinde noch deutlich an vielen Stellen wahrnehmen kann.

Das versteinerte Holz des Radovencer Waldes zeigte sich bei näherer Untersuchung als ein weiches, einer Nadelart angehöriges, welche Art nur mehr auf der südlichen Hemisphäre vorkommt. Zwischen den riesigen westlichen Kohlenlagern und dem Rothliegenden östlich findet es sich und dehnt sich zehn Meilen in der Länge und drei Meilen in der Breite an der preußisch-schlesischen Grenze aus.

Ähnlich findet man versteinertes Holz bei der alten Kaiserburg der Rieshäuser am Harz. Eine Treppe im alten Rathhaus zu Nordhausen ist aus solchem versteinerten Holz, und wer sich zweier Säulen im Vorhause des alten Liechtenstein'schen Palais auf der Landstraße in Wien erinnert, möge wissen, daß diese nichts anderes als Stämme vom versteinerten Holze sind. In jüngeren Formationen als zu Radovenc und gut erhalten findet man versteinertes Holz noch in Oesterreich bei Tokay und Speries in Ungarn, Bilin in Böhmen. Die polirten Holzopale von Tokay sind ja schon lange bekannt. Sie gehören mit wenig Verschiedenheiten der tertiären Formation an.

Außerdem ist zu erwähnen des versteinerten Holzes, welches man in der Gegend von Kairo gegen Memphis zu gefunden

*) Aus dem „Telegraf“.

hat, und welches ebenso lange bekannt sein dürfte — wenigstens der Neuzeit — als das von Radovenc durch Professor Göppert. Den Blicken der alten Egyptier werden diese interessanten Steine gewiß nicht entgangen sein. Nördlich von Kairo, einige Meilen gegen die Wüste und an das niedrige Gebirge Olen Mofhata zu, stößt man schon auf zahlreiche Stücke.

Professor Unger hat uns in einer ausführlichen Abhandlung seiner Reise in den Orient darüber Mittheilung gemacht. Unger glaubt jedoch nicht, daß der Fundort die eigentliche Wachstumsstelle des versteinerten Holzes, sondern daß es daher geschwemmt worden sei, entweder durch das Meer oder von anderen Wässern und nur da vom Sande bedeckt liege. Eine merkwürdige Eigenschaft dieses Holzes bleibt jedenfalls die Lagerstätte im tertiären Sandstein, und daß es an der Oberfläche, ob Splinter oder Stamm, ganz glatt wie mit einem Firniß überzogen aussieht. Am frischen Bruch ist es aber nicht glänzend. Die äußere Ursache dieser Erscheinung dürfte daher weder Wasser noch ein Abrollen sein, sondern einfach die, daß der Wüstenand hier als Polirmittel wirkte.

(Schluß folgt.)

Für Kohlenbergwerke.

Langjährige Beobachtungen über die mit der Kraft der Endosmose und Exosmose verbundenen Erscheinungen haben Herrn W. F. Ansell (einem Beamten der königlichen Münze in London) zu einer Entdeckung geführt, welche für Kohlenbergwerke eine große Bedeutung zu erlangen verspricht. Durch einen einfachen Apparat wird es möglich sein, die Gegenwart von Kohlenwasserstoff zu erkennen, ehe die Ansammlung des gefährlichen Gases Tod und Vernichtung droht. Der Apparat hat verschiedene Formen. In der einen Gestalt ist es ein dünner Kautschukball, welcher mit gewöhnlicher atmosphärischer Luft gefüllt und auf einem Stand befestigt ist. Auf dem Balle liegt, die Oberfläche um ein Weniges einrückend, der Arm eines Hebels auf, welcher mit einer Feder in Verbindung steht. Wird der eine Arm des Hebels irgendwie gehoben, so löst der andere Arm die Feder, und eine von der letzteren bisher in Ruhe gehaltene Klingel oder Glocke setzt sich läutend in Bewegung. Dieser Apparat ist in ein Gefäß gestellt worden, welches nur fünf Percent des gewöhnlichen Kohlendampfes enthielt, und die Erscheinungen der Endosmose traten fast sofort zu Tage. Das Gas dringt in den dünnen Kautschukball ein, erhebt den aufliegenden Hebel, und die Klingel beginnt zu läuten. Experimente mit dem leichten Kohlenwasserstoffgas der Kohlenbergwerke haben das gleiche Resultat ergeben. Die kleine Vorrichtung, deren Herstellungskosten sehr gering sind, kann in irgend jedem Plage angebracht werden und wird die Anwesenheit böser Luft, selbst wenn sie noch in winziger Quantität vorhanden ist, früh genug anzeigen, damit der Gefahr vorgebeugt werden könne. Statt mit der Glocke kann die Feder auch, indem sie die Verbindung herstellt oder abbricht, mit einer elektrischen Batterie in Communication stehen und durch Leitungsdrähte das Signal der heranziehenden Gefahr zu dem Bureau oder irgend einer andern Localität über der Erde befördern. Eine andere Form des Apparates ist mehr dem Barometer ähnlich. Eine in Gestalt eines U gebogene Glasröhre, deren einer Arm mit einer dünnen Schicht von Graphit oder poröser Thonmasse geschlossen ist, enthält einige Zoll Quecksilber in ihrem unteren Theile.

Sobald ein mit schwerem oder leichtem Kohlenwasserstoffgas gemischter Luftzug über die Graphit- oder Thonwand hinfährt, wird das Quecksilber in dem einen Arme gedrückt, in dem andern folglich in die Höhe getrieben. Vermittelt ähnlicher Vorrichtung wie beim Radbarometer wird dadurch ein Zeiger auf einer Scheibe in Bewegung gesetzt, welcher den geschehenen Zutritt gefährlicher Gase auf's Genaueste anzeigt. Der Erfinder hat sich seine Apparate patentiren lassen.

Eine elektro-magnetische Locomotive.

Ein bedeutendes Aufsehen erregt gegenwärtig eine elektro-magnetische Locomotive in Paris, welche dort ausgestellt ist. Sie ruht auf 4 Rädern; jene am Vordertheile sind klein, die rückwärtigen — die Triebäder — sind groß, aus Kupfer angefertigt und enthalten jedes 20 Hufeisen-Elektromagnete, die in der Richtung von Radien angebracht sind und deren Pole durch die kupfernen Radachsen gehen, so daß sie mit dem äußern Umkreise gleich hoch zu liegen kommen. Der elektrische Strom wird von einer Batterie erzeugt, welche auf einer Station angebracht ist, und wird der Locomotive durch zwei wohlisolirte Drähte zugeführt und von ihr zurückgesandt, welche zwischen den Bahnschienen laufen. Ein sehr sinnig construirter Kommutator vertheilt ihn auf die Elektromagnete, sie successive magnetisirend und entmagnetisirend. In dem Augenblicke, als einer derselben magnetisirt wird, wird er von der Bahnschiene angezogen, die wie eine Armatur wirkt, und das Rad dreht sich auf diese Weise herum, die Locomotive in der einen Richtung oder in der entgegengesetzten fortbewegend, wie man es haben will. Bei der gegenwärtigen Einrichtung geht die Electricität von einem Elektromagnet auf der einen Seite der Locomotive auf einen auf der andern Seite über, das ist beiläufig ein Viertel des Umkreises vorwärts. Um die Maschine zum Stehen zu bringen, braucht man natürlich nur den Strom zu unterbrechen. Diese Locomotive hat einen großen Vorzug — sie kann die Schienen nicht verlassen, oder wenn sie es thut, bleibt sie doch augenblicklich stehen; doch die Kraft ist sehr unbedeutend und viel von ihr geht durch die indirecte Wirkung des Magnets auf die Schienen verloren. Nichtsdestoweniger glauben die Erfinder, Louis Bellet und Charles Rouvre, daß sie zum Transporte von Briefen und leichten Paketen vollkommen hinreiche, und hoffen sogar, die gewöhnliche Locomotive zu verdrängen. Sie rechnen auf eine Geschwindigkeit von beiläufig 30 Meilen in der Stunde, und ihr Modell erreicht in der That eine beträchtliche Geschwindigkeit. Doch gesetzt den Fall, eine solche Locomotive entspreche selbst im höchsten Grade allen Erwartungen, so bleibt doch schon der großen Kosten halber unwahrscheinlich, daß sie sich mit Erfolg mit der gewöhnlichen werde messen können.

Neue Anwendung des Petroleums.

Es gibt wohl wenig Stoffe, die in so kurzer Zeit eine so vielfache Bedeutung in den Gewerben und der Hauswirtschaft erlangt haben, wie das Petroleum. Eine neue Verwendung desselben ist folgende: Weißes Schreib- oder Zeichenpapier wird mit Petroleum getränkt, wodurch man ein sehr durchscheinendes Kopirpapier erhält. Ueber Kohlenfeuer oder eine erwärmte Herdplatte gehalten, verdampft das Del sogleich, das Papier hat wieder seine frühere Farbe und Undurchsichtigkeit, und gestattet jede beliebige Behandlung mit Farben.